

Grundthemen der Literaturwissenschaft: Lesen, hrsg. von ALEXANDER HONOLD und ROLF PARR, Berlin, Boston (de Gruyter) 2018, 666 S.

Das Lesen literarischer Texte ist ein ungemein komplexer Vorgang, bei dem von der Buchstaben- und Worterkennung sowie der semantischen Kohärenzbildung über die visuelle Repräsentation des Beschriebenen und die Aktivierung von kulturellem Wissen bis hin zur Aktivierung psychischer Fähigkeiten wie Immersion und Empathie zahlreiche Teilprozesse zusammenwirken. Wie sich das Lesen jeweils konkret ausgestaltet, hängt nicht nur vom gelesenen Text, den individuellen Ressourcen und Kompetenzen des/der Lesenden der Lesesituation ab, sondern auch vom jeweiligen Lesemedium und dem historischen Stand der Lesekultur – um nur die wichtigsten Faktoren zu nennen. Und obwohl – wie es auch im hier zu besprechenden Handbuch formuliert wird – „die ‚Lektüre‘ des literarischen Textes [...] zweifellos das Zentrum aller Beschäftigung mit ‚Literatur‘“ ist (Horst-Jürgen Gerigk: „Lesen als Interpretieren“, 156),¹⁾ hat die Literaturwissenschaft die Frage nach dem Lesen, abgesehen von einigen notorischen Ausnahmen, weitgehend vernachlässigt. So konstatieren die beiden Herausgeber, Alexander Honold und Rolf Parr, in ihrer Einleitung völlig zu Recht, „dass in den neuphilologischen Literaturwissenschaften die Fragen nach Techniken, Formen und Gegenständen des Lesens, gemessen an ihrer strategischen Relevanz, weiterhin (oder wieder) eine nur nachrangige Rolle zu spielen scheinen“ (20). Ein Beleg dafür ist etwa der hellstichige Artikel von Oliver Jahraus über „Literaturwissenschaftliche Theorien des Lesens“, der sich ausschließlich auf Ansätze beziehen kann, die zwischen fünfzig und dreißig Jahre alt sind (Jauß, Ingarden, Iser, Eco, Barthes, Groeben, Schmidt). Der von ihm festgestellte „Systemwechsel“ (127) in den 1960er- und 1970er-Jahren zeitigte offensichtlich keine nachhaltigen Folgen.

Die Komplexität des Gegenstandes und die Ignoranz der hermeneutischen wie antihermeneutischen, in jedem Fall aber autor- oder textzentrierten Literaturwissenschaften haben bezüglich der Frage nach dem Lesen literarischer Texte zu einer enorm fragmentierten Forschungslandschaft geführt. Die im Umlauf befindlichen Konzepte sind „zum Teil inkompatibel und schwer systematisch zu kategorisieren“ (Dorothee Birke: „Der Leser als Adressat“, 165). Bereits bestehende theoretische Überlegungen wurden nicht zur Kenntnis genommen und schon gar nicht fortgesetzt, d. h., es gibt in der Literaturwissenschaft keine kohärente wissenschaftliche Debatte zu einem zentralen Thema des Faches. Es erscheint daher als sinnvolles Unterfangen, in einer Reihe mit dem selbstbewussten Titel „Grundthemen der Literaturwissenschaft“ zu versuchen, den Stand der gegenwärtigen (v. a. literaturwissenschaftlichen) Leseforschung in einem Handbuch zu versammeln und zu integrieren. Der von Honold und Parr herausgegebene, umfangreiche Band mit dem Titel ›Lesen‹ löst dies aber nur sehr partiell ein.

¹⁾ Die einzelnen Beiträge des Handbuchs werden in Klammern mit Verf., Titel und Seitenzahl angeführt.

Ein Ausgangspunkt des Bandes ist die Frage, wie „sich aus literaturwissenschaftlicher (literatursoziologischer, semiotischer, linguistischer) Sicht das jeweils kulturell, geschichtlich und sozial variable Spektrum des lesenden Umgangs mit Zeichen, Schrift(lichkeit) und Text(en) überhaupt konzeptionell erfassen“ (19) lässt. Diese überaus anspruchsvolle theoretische Arbeit leistet der Band allerdings nicht, sondern er kompiliert 29 Artikel, die das Phänomen des literarischen Lesens aus den unterschiedlichsten Perspektiven darstellen. Ansätze zu einer Zusammenführung finden sich aber kaum. Der „methodische Hauptakzent“ liegt nach der Darstellung der Herausgeber darauf, „systematische Fragestellungen (nach Akteuren, Medien und Formen des Lesens) mit einer geschichtlichen Tiefenperspektive zu verbinden, die ein historisch-genealogisches Verständnis der jeweiligen Faktoren und ihrer sozialen Bedingtheit befördert“ (21). Die von Honold und Parr in ihrer Einleitung entwickelten konzeptuellen Vorgaben (etwa die „Differenz von Innen/Außen“, von „Fläche/Tiefe“, die „vier Dimensionen der Schreiben/Lesen-Kommunikation“ etc.) werden in den folgenden Artikeln des Handbuchs aber weitgehend ignoriert.

Das Problem setzt sich in der teils inkohärenten Begrifflichkeit fort. Auch hier hätten die Herausgeber durchaus mehr Systematik einfordern können. So formulieren sie in der Einleitung autoritativ: „Gegenstand des literarischen Lesens ist der *Text* (bzw. das *Werk*), Medium des Entschlüsselungsvorgangs ist die *Schrift*, Voraussetzung eines zustande kommenden Wahrnehmungsaktes überhaupt ist zunächst die *Textur* der jeweiligen materiellen Träger“ (3). Abgesehen davon, dass Schrift als Medium zu bezeichnen, gerade in der angestrebten historischen Perspektivierung, durchaus problematisch ist, halten sich die folgenden Beiträge keineswegs an diese theoretisch-terminologische Vorgabe. In Harun Mayes Artikel zu den „Medien des Lesens“ werden Schriftrollen, gedruckte Papierbücher, E-Reader, Tablets etc. als „Medien“ verstanden. Von „Texturen“ ist im gesamten Handbuch dann nicht mehr die Rede.

Auf jeden Fall decken die 29 Beiträge des Bandes inkl. einer „Forschungsbibliographie“ ein breites thematisches Spektrum ab, von „Lesen als Interpretieren“ (Horst-Jürgen Gerigk) bis zum „Leser als Produzenten in Sozialen Medien“ (Thomas Ernst), von „Lesenden Romanfiguren“ (Friedhelm Marx) bis zur „Didaktischen Leseforschung“ (Ulrike Preußner), wobei neben etablierten Leseforschern bzw. -theoretikern (Thomas Anz zu „Leselust“, Jost Schneider zur „Geschichte und Sozialgeschichte des Lesens und der Lesekulturen“, Matthias Bickenbach zu „Geschichte und Formen des individuellen Lesens“) auch Wissenschaftler*innen vertreten sind, die keine einschlägige Expertise aufweisen. Einerseits ist dabei auffallend, dass die sozialwissenschaftliche Perspektive unterrepräsentiert ist. Ein Beitrag zum aktuellen Stand der Lesesozialisationsforschung fehlt ebenso wie einer zur empirischen Leseforschung, die vor allem in der Kognitionspsychologie und in den Erziehungswissenschaften, immer mehr aber auch in interdisziplinären Settings stattfindet. Andererseits darf bezweifelt werden, ob es im Abschnitt „Grundlagen“ neben den „Theorien des Nicht-Lesens“ (Eike Kronshagen) auch noch eines

Artikels zum „Fehllesen“ und eines zur „Unlesbarkeit“ (beide von Simon Aeberhard) bedurft hätte.

Leseforschung wird international und in vielen Disziplinen betrieben, sie ist weder an ein Fach noch an eine Nationalphilologie gebunden. Dem interdisziplinären Charakter des Gegenstands wird in einem eigenen Abschnitt Rechnung getragen, wobei aber sowohl die aktuellen lesepsychologischen wie neurowissenschaftlichen Forschungsergebnisse zu kurz kommen. Im Artikel „Psychologische Dimensionen des Lesens“ (Joachim Pfeiffer) werden als „neuere literaturpsychologische Forschungen“ (460) Arbeiten aus den Jahren 1984 (Marshall Bush) und 1990 (Carl Pietzcker) angeführt. Das steht symptomatisch dafür, dass der Fokus des Handbuchs zu stark auf die deutschsprachige Forschungslandschaft ausgerichtet ist, der überwiegende Teil der aktuellen Leseforschung aber in englischsprachigen Fachzeitschriften veröffentlicht wird. In der dem Band beigegefügte „Forschungsbibliographie“ (617–642) kommen englischsprachige Publikationen nur marginal vor. Von einer der in den letzten Jahren produktivsten und am meisten diskutierten Leseforscherinnen, Anne Mangen (dem Mastermind der vieldiskutierten „Stavanger Erklärung“), ist überhaupt nur ein, im Übrigen wenig repräsentativer, Beitrag angeführt. Die international vielzitierten Arbeiten von Richard J. Gerrig oder Rolf A. Zwaan fehlen darin völlig. Das liegt vermutlich daran, dass der überwiegende Teil der Beiträger*innen aus der Germanistik stammt, in welcher der Blick nach wie vor überwiegend auf deutschsprachige bzw. ins Deutsche übersetzte Publikationen gerichtet ist. Das mag bei genuin germanistischen Themen berechtigt sein, in einem Gebiet wie der Leseforschung bedeutet das aber eine drastische Beschränkung des Horizonts. Wie produktiv ein Blick auf die aktuelle internationale und interdisziplinäre Forschungslandschaft sein kann, zeigen einzelne Beiträge freilich sehr wohl, am besten derjenige von Renate Brosch zum „Lesen aus Sicht der Kognitionswissenschaften“ (s. u.).

Verständlicherweise ist in einem umfangreichen Handbuch eine gewisse Heterogenität nicht zu vermeiden. Von einigen Beiträgen kann aber kaum behauptet werden, dass sie den „Stand der Forschung auf hohem Niveau kartieren“, wie es als Anspruch der gesamten „Grundthemen“-Reihe im Vorwort formuliert wird. Corinna Schlicht liefert etwa zu „Geschichte und Formen sozialer Lesekonstellationen“ einen sehr basalen Artikel, der in der starken Verkürzung dann auch zu Banalitäten führt, die in einem wissenschaftlichen Handbuch eigentlich keinen Platz haben sollten. So heißt es etwa über gegenwärtige Formen des *social readings* nur:

Auch im digitalen Raum finden sich Literaturclubs, zum Beispiel „Lovelybooks“ oder „Good-Reads“. Die Lesenden tauschen sich online über Lektüreerfahrungen aus, geben Empfehlungen ab und kommunizieren miteinander über die gelesenen Texte, die sowohl aus den Bereichen Belletristik als auch Sachbuch stammen können. (289)

Und dann folgen einige ebenso lapidare Zeilen über *Fanfiction* oder über die Lesezirkel der Gegenwart. Dass es dazu auch eine Reihe aktueller Forschungsergebnisse

gibt, wird ignoriert (z. B. Danielle Fuller und DeNel Rehberg Sedo, *Reading Beyond the Book: The Social Practices of Contemporary Literary Culture*, New York u. London, 2015). Bezeichnenderweise beinhaltet das Literaturverzeichnis dieses Beitrags ausschließlich deutschsprachige Titel.

So manche Lücke, Vereinfachung oder gar eklatante Fehler hätten wohl mit der Forderung nach mehr Recherche oder bei einer genaueren Abstimmung der einzelnen Artikel vermieden werden können. Nachdem Matthias Bickenbach etwa in seinem soliden Beitrag zu „Geschichte und Formen des individuellen Lesens“ für eine differenzierte Betrachtung der Geschichte der Lektüretechniken plädiert und festhält, „dass das laute Lesen für sich selbst und das Vorlesen für andere zumindest bis in das 18. Jahrhundert hinein [...] wesentliche öffentliche Funktionen für die Rezeption und Verbreitung von Literatur innehatte“ (257), behauptet Alexandra Pontzen im übernächsten Kapitel („Relektüre-Wiederlesen“), dass „um 1200 mit der Verschriftlichungs-Explosion das Ende des lauten Lesens einhergeht“ (309) – was nachweislich falsch ist.²⁾

Dass die Kulturtechnik des Lesens, nicht zuletzt des literarischen Lesens, historisch jeweils unterschiedlich ausgestaltet war, ist, anders als es generalisierende und ahistorische Lesetheorien wie die Iser'sche Rezeptionsästhetik suggerieren mögen, ein unhintergehbare Ausgangspunkt kulturwissenschaftlicher Leseforschung. Ob es deswegen nötig ist, dass im vorliegenden Handbuch auch ein umfangreicher Beitrag zur Geschichte des Lesens eingefügt ist, sei dahingestellt. Obwohl es sich mit 70 Seiten um den mit Abstand längsten des Bandes handelt und so plausibel die einleitenden Überlegungen zu „Lesebegriff und Lesege-schichtsschreibung“ oder zur „Quellenproblematik“ sind, bleibt es angesichts der von Jost Schneider in den Fokus genommenen Zeitspanne von der „Vorgeschichte der Lesekultur“ (43) im „Stammeszeitalter“ (47) bis ins späte 20. Jahrhundert bei einem doch recht kursorischen Überblick. Im Vergleich mit der hervorragenden Darstellung, die Erich Schön schon zwanzig Jahre zuvor im ›Handbuch Lesen‹ veröffentlicht hat,³⁾ sind bei Schneider nun kaum neue Erkenntnisse zu finden, was auch daran liegen mag, dass der Beitrag weitgehend ohne Verweise auf Forschungsliteratur auskommt, sondern eine eingedampfte Version seiner ›Sozialgeschichte des Lesens‹ aus dem Jahr 2004 bietet. Irritierend ist jedenfalls, dass sich Schneider unter der Kapitelüberschrift „Geschichte des Lesens“ fast ausschließlich auf den deutschsprachigen Raum konzentriert, ohne dass dies explizit gemacht würde. So ist zwar einiges über die Germanen zu lesen, aber so gut wie nichts zu sumerischer, ägyptischer oder griechischer Schrift- und Lesekultur, was den Übersichtsanspruch

²⁾ Ivan Illich als Quelle dafür angeführte Studie über den Übergang vom „monastischen“ zum „scholastischen“ Lesen (›Im Weinberg des Textes‹) ist von solchen Vereinfachungen weit entfernt. Die Verf. hätte auch im Beitrag von Jost Schneider nachlesen können, wo es auf S. 32 heißt: „Denn bis in das 18. Jahrhundert hinein war das laute Lesen (Vorlesen) eine weit verbreitete, alltägliche Praxis.“

³⁾ ERICH SCHÖN, *Geschichte des Lesens*, in: *Handbuch Lesen*, hrsg. von BODO FRANZMANN u. a., München 1999, S. 1–85.

eines solchen Artikels doch in Frage stellt. Wenig überzeugend erscheint auch das simplifizierende Gesellschaftsmodell von „Unterschicht“, „Mittelschicht“ und „Bildungseliten“, eine Hierarchisierung, die sich im 20. Jahrhundert dann in unterschiedliche Milieus verwandelt, in denen sich Ökonomie und Lebensstil auf merkwürdige Weise vermengen. So behauptet Schneider etwa über die „fortschrittsorientierte Lesekultur der modernisierten Milieus“ (90) – ohne jegliche Belege –, dass zu den „literarischen Favoriten dieser Milieus [...] u. a. die Popliteratur, der emanzipatorische Frauenroman und die Esoterik“ zählen würden (91). Und dann heißt es enorm gerafft:

Der emanzipatorische Frauenroman thematisiert die Möglichkeiten zur Gestaltung der Geschlechterbeziehungen unter den Bedingungen einer freiheitlichen, offenen und pluralistischen Gesellschaft. Schriftstellerinnen wie Doris Dörrie (*Bin ich schön?*, 1994), Verena Stefan (*Häutungen*, 1975), Karin Struck (*Blaubarts Schatten*, 1991) oder Maxie Wander (*Guten Morgen, du Schöne*, 1977) können als Erfolgsautorinnen dieses Genres gelten, [...] (91).

Hier stellt sich die Frage nach dem Erkenntniswert derartiger Verkürzungen – einmal abgesehen davon, dass man bei Maxie Wanders berühmten Protokollen der Lebensentwürfe von Frauen in der DDR sicher nicht von den „Bedingungen einer freiheitlichen, offenen und pluralistischen Gesellschaft“ (s.o.) sprechen kann.

Freilich beinhaltet das vorliegende Handbuch auch eine Reihe höchst interessanter Einzelbeiträge, die nicht nur den gegenwärtigen Stand der Leseforschung präsentieren, sondern auch wichtige systematische und theoretische Überlegungen anstellen. So liefert Iris Bäcker einen originellen Beitrag in der Verbindung von Lesetheorie und Lesepsychologie. Ausgehend von einer Kritik der Iser'schen Rezeptionsästhetik, in welcher der gerade erst emanzipierte Leser von Anfang an im Verdacht steht, „das Herangehen an den literarischen Text mit Mitteln eines sachfremden Privatwissens zu bestreiten“ (141) und sich nicht an die vom Text vorgegebenen Perspektiven zu halten (142), plädiert sie für eine Umorientierung von der viele Lesetheorien dominierenden Perspektive des professionellen Lesers hin zu der für die Lesekultur wesentlich relevanteren Leseweise des Literatur-„Liebhabers“ (143), den „mit allen Sinnen lesenden Leser“ (140). Statt einer intellektuellen Herangehensweise an den Text spielen für die „realen Leser“ (143) die spezifischen psychologischen Aktivitäten, die Art und Weise, wie sie die „innere Bühne“ des Bewusstseins mit ihrer „Vorstellung bespielen“ (143) die zentrale Rolle. Diese Aktivitäten werden von Bäcker nicht als „Quasi-Gesten“ (146), sondern als reales psychologisches Geschehen verstanden. Sie konkretisiert das an einem Element (erzählender) literarischer Texte, das so elementar wie in den gängigen Literaturtheorien vernachlässigt ist, den Figuren. Die Leserinnen und Leser setzen sich zu den Figuren „in ein persönliches Verhältnis, sei es in positiver oder negativer Wertsetzung. [...] So betrachtet ist die Textrealität nicht so sehr die Welt der literarischen Figuren und ihrer wechselseitigen Beziehungen als vielmehr die Welt des Lesers und *seiner* Beziehungen, die er zu den ihn umgebenden Figuren unterhält.“ (149)

Harun Mayes Beitrag über die „Medien des Lesens“ konzentriert sich auf die „materielle Organisation von Texten“ (105f.) als „entscheidende Perspektive einer Mediengeschichte des Lesens“ (105). Gerade die digitalen Lesegeräte wie E-Reader und Tablets haben die Selbstverständlichkeit bzw. Unsichtbarkeit der medialen Spezifika des gedruckten Buches beendet, was in der neueren Forschung zu historisch wie medial differenzierten Perspektiven auf die Lektüre geführt hat. Gegen die Vorstellung eines angeblich ständigen Fortschritts der Lesemedien führt Maye ins Treffen,

„dass der Kodex ein kaum verbesserbares Medienformat darstellt. [...] Ein Buch ist nicht nur transportabel und handlich, sondern ermöglicht auch Zugriffstechnologien wie das Blättern im Text, das Springen von Stelle zu Stelle, die Einführung von Markierungen, Lesezeichen und viele andere Operationen, die für das digitale Lesen immer noch relevant sind.“ (116)

Ungenau erscheint hingegen die These von der „ausgeprägten Taktilität digitaler Lesemedien“ (117), denn Wischen, Scrollen und Klicken unterscheiden sich zwar vom Blättern als „Basisoperation des buchgebundenen Lesens“ (106), aber Leserinnen und Leser beschreiben als zentralen Unterschied ihrer Leseerfahrung im Vergleich zwischen gedruckten Büchern und E-Readern oder Tablets immer wieder die ausgeprägte haptische Dimension der ersteren. Anne Mangen hat die Unterschiede in der Haptik digitaler und gedruckter Texte in mehreren Studien untersucht. Was digitale Texte ausmacht, ist gerade ihre Ungreifbarkeit als räumliches und zeitliches Objekt, womit andere sensomotorische Anforderungen und Möglichkeiten als bei einem gedruckten Text verbunden sind.⁴⁾ Wenn Maye argumentiert, dass digitale Lesemedien „andauernd“ dazu „auffordern [...], sie zu gebrauchen“ (117), dann ist das mit dem Begriff der Interaktivität wesentlich besser gefasst als mit Taktilität. Ähnlich wie Maye haben auch Honold/Parr in ihrer Einleitung argumentiert, dass die digitalen Lesemedien „eine Rückkehr der vertikalen Schreiddimension und ihrer taktilen Qualitäten“ (9) bedeuten würden,

„da sowohl die übereinandergelegte Verlinkung mehrerer Darstellungsebenen (Hypertext) wie auch die berührungintensiven Displays wieder eine aktivere Rolle der haptischen Texterfassung vorsehen, womit die Flächigkeit der bildschirmgestützten Textträger gleichsam eine sekundär konstituierte ‚Tiefe‘ zurückgewinnt.“ (9)

Aber die vermeintliche „Tiefe“ der digitalen Medien ist nur eine falsche Verbildlichung, denn ein Link in einem Hypertext führt medientechnisch wie phänomenologisch nicht in eine darunterliegende Tiefe, sondern bloß zu einer anderen Oberfläche.

Hervorzuheben ist auch Martin Dolls Beitrag zur Frage, „welchen Einfluss die Eigensinnigkeit von Lesegeäten und ihrer Infrastrukturen im Zeitalter der Digitalisierung auf das Lesen hat“ (470). Sein Artikel spricht diesbezüglich zahlreiche wesentliche Aspekte an, vom Problem der Langzeitarchivierung von Digitalisaten

⁴⁾ Vgl. ANNE MANGEN, Hypertext fiction reading: haptics and immersion, in: *Journal of Research in Reading* 31 (2008), Issue 4, S. 404–419, hier S. 408.

(471) über „Social Reading“ (472) und nonsequentielle Lektüre (477ff.) bis zum vieldiskutierten „distant reading“ der Digital Humanities (482f.). Allzu technikgläubigen Utopien wird hier auf der Basis der Entwicklungen der letzten Jahrzehnte eine Absage erteilt: Weder verdrängen in absehbarer Zeit digitale Medien das Buch (vgl. 471), noch haben sich Hypertextliteratur (vgl. 479) oder digitale Literaturprojekte (vgl. 483f.) im Literaturbetrieb durchgesetzt. Vielmehr scheint sich „eine Art *remediation* des Buchdrucks“ (476) zu verbreiten: Lesegeräte und Apps brechen die Textinhalte so um, dass sie konventionellen Buchseiten ähneln. Insbesondere das Florieren des Dateiformats PDF, das „versucht, der Druckseite eines Buches ein möglichst unveränderliches Äquivalent an die Seite zu stellen“ (476), spricht für diese Tendenz. Leider sind auch in diesem Beitrag die Ergebnisse der aktuellen empirischen Forschung zum Lesen im Zeitalter der Digitalisierung kaum vertreten. So hätten auch differenziertere Einschätzungen etwa bzgl. der Frage der Aufmerksamkeitsspannen beim Lesen mit digitalen Medien getroffen werden können, die laut dem Verfasser durch die technische Erhöhung der Lesbarkeit „überholt“ sei (481). Wie aber empirische Studien zeigen, hat das im Vergleich zu Gedrucktem tendenziell schnellere, eher überfliegende Lesen von Texten auf digitalen Lesegeräten nicht mehr mit „Kontrast, Auflösung und Flimmern“ (481) der Bildschirme zu tun, was technisch bereits gelöst wurde, sondern mit dem im Umgang mit Multifunktionsgeräten wie Tablets oder Smartphones habitualisierten „kognitiven Kontrollsystem“ (Rolf A. Zwaan) bzw. „mindset“ (Naomi S. Baron). Der so einfach mögliche Wechsel zu anderen Seiten oder Apps führt tendenziell zu einer geringeren Fokussierung:

The issue is not that digital reading necessarily leads us to pay less attention. Rather, it is that digital technologies make it easy (and in a sense encourage us) to approach text with a different mindset than the one most of us have been trained to use while reading print.⁵⁾

Der überzeugendste und für eine avancierte Leseforschung maßgeblichste Beitrag des Bandes stammt von Renate Brosch, der in ihrem Artikel zum „Lesen aus Sicht der Kognitionswissenschaften“ eine Zusammenführung literaturwissenschaftlicher Theoreme mit Erkenntnissen aus der neueren Kognitionswissenschaft gelingt. Als eine der wenigen Beiträger*innen hat sie auch die internationale Forschungslandschaft im Blick, was damit zusammenhängen mag, dass die Verfasserin Anglistin ist. Drei wesentliche Punkte sollen hier abschließend hervorgehoben werden:

1.) Brosch geht einerseits von der Unzulänglichkeit der „Hermeneutik als traditionelle(r) Lehre der Auslegung von Texten“ aus, „da sie nicht die Vorgänge im Bewusstsein mitreflektiert, sondern sie vielmehr vom Endpunkt des Textverständnisses her neutralisiert“ (425). Andererseits greife auch der Poststrukturalismus zu kurz, denn:

Im Gegensatz zu einer poststrukturalistischen Annahme von autonomer Sprachverarbeitung wird die Lektürebegleitende mentale Prozessierung als Interaktion zwischen *Top-down*-Weltwis-

⁵⁾ Vgl. NAOMI S. BARON, Reading in a digital age. Phi Delta Kappan 99 (2) 2017, S. 15–20.

sen und *Bottom-up*-Textverarbeitung verstanden. [...] Textsinn entsteht aus dem interaktiven und integrativen Zusammenspiel von semiotischen Strukturen und kognitiven Ressourcen. (425)

Von elementarer Bedeutung ist dabei die „Übertragung kulturellen Wissens auf die Lektüre“ und daher ist „das Verarbeiten von literarischen Texten auch nicht rein individuell und subjektiv; es ist teils von kognitiven Dispositionen, teils von kulturellen Determinanten bestimmt“ (426).

2.) Unabdinglich für das Verstehen erzählter Welten ist nach Brosch das „Erstellen räumlicher Vorstellungsmuster“ (429), das „cognitive mapping“ (433). Dabei werden mental gespeicherte körperliche Erfahrungen für die „Konzeptionalisierung eines fiktionalen Raumes“ (429) genutzt. „Es gilt als gesichert, dass das illusionsbildende Erlebnis des Erzählens auf dem Muster realer körperlicher Weltorientierung mit ihrer senso-motorischen Erfahrung besteht“ (429f.). Solche „verkörperte [...], durch frühkindliche neuronale Verknüpfungen entstandene, mentale Prototypen“ wie Vertikalität, Richtung, Behältnis (z. B. Leben als Weg, Gehirn als Container etc.) werden als „Image-Schemata“ bzw. „konzeptuelle Grundmetaphern“ bezeichnet (430). Sie werden beim Verstehen von Abstraktem wie beim Lesen „automatisch aktiviert“ (430) und leiten unsere Leseerfahrung, z. B. „die Organisation in Vordergrund und Hintergrund, die Identifikation von Handlungsträgern und deiktischen Zentren“ (430). Und genau hier lassen sich narratologische Konzepte wie etwa die Fokalisierung anschließen, denn „die Perspektive von Erzähltexten ist nicht selbst anschaulich, vielmehr bestimmt sie aufmerksamkeitslenkend die Einstellung, den Ausschnitt und den Standpunkt der fiktionalen Welt und ist damit am *cognitive mapping* beteiligt“ (433). Wobei Brosch auch die Widersprüche zwischen erzähltheoretischen und kognitionspsychologischen Befunden thematisiert. So wird etwa die Innenperspektive einer Figur als besonders nachvollziehbar eingeschätzt und als Mittel zur Erzeugung von Empathie verstanden, während neuropsychologische Experimente gezeigt hätten, „dass Leser umso weniger geneigt sind, die Perspektive eines Charakters zu übernehmen, je mehr dieser Charakter personalisiert ist“ (434).

3.) Besonders für die Lektüre moderner Literatur ist der Hinweis von Bedeutung, dass diese oft die automatisierte Illusionsbildung durchbricht, indem sie die gewohnten Muster der Alltagswahrnehmung stört. Erhöhte Poetizität durch Verfremdungseffekte, Ambivalenzen, eine hohe Leerstellenfrequenz oder komplexe Erzählverfahren wie narrative Metalepsen wirkt distanzbildend. Aber gerade die Erschwerung der Vorstellung ist schon laut Wolfgang Iser ein wesentliches Element ästhetischer Texte.

Anspruchsvolle Literatur mit ihren textuellen Dissonanzen und Ambiguitäten kann sehr weitreichende Anforderungen an die kognitiven Integrationsvorgänge stellen. Das Verstehen polyvalenter poetischer Texte erfordert Integrationsvorgänge, die über alltägliche kognitive Decodierungsvorgänge hinausgehen. (438)

Damit können eingefahrene Wahrnehmungsmuster unterwandert und neue Perspektiven gewonnen werden. Mit solchen Überlegungen eröffnet der Artikel Anschlussmöglichkeiten der Literaturwissenschaft an eine transdisziplinäre Leseforschung, wie sie der Komplexität des Forschungsgegenstands im Allgemeinen und den Herausforderungen einer zukünftigen Leseforschung im Besonderen angemessen ist.

So zwiespältig das Gesamturteil über das vorliegende Handbuch also ausfällt, so eindeutig ist das über den Preis: 159,95 € für ein Buch zu verlangen, dass sich laut Vorwort auch an Studierende richtet, ist völlig überzogen. Begründbar sind diese Kosten wohl damit, dass die Universitätsbibliotheken gemeinsam mit der gedruckten Version das Buch meist auch als E-Book erwerben, die Studierenden dazu folglich einen Gratiszugang haben und letztlich nur wenige Print-Exemplare verkauft werden. Dass Fachliteratur – in diesem wie in vielen anderen Fällen – immer häufiger im PDF-Format auf Bildschirmen oder in Din-A4-Ausdrucken gelesen wird, hätte übrigens auch einen interessanten Beitrag ergeben.

DOI: https://dx.doi.org/10.1553/spk51_1s154

Günther Stocker (Wien)